

# Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer  
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Bestattungskultur im Wandel

Herausforderungen und Perspektiven  
kirchlicher Kasualpraxis

**103**

Zehn Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs in der EKKW

Gesund schrumpfen statt gesundschrumpfen

**109**

Interview – Gottes müde Hirten:

Warum immer mehr Pfarrer Burnout-gefährdet sind

**113**

## Liebe Leserin, lieber Leser,

eben noch haben wir uns in Heft 4 „mit sommerlichen Grüßen“ an Sie gewandt, und nun halten Sie schon die herbstliche Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes in Händen – eine Ausgabe, die den Zeitraum bis zum Ende des Kirchenjahres umfasst. Wir wollen zwar nicht in das allgegenwärtige „Wie schnell die Zeit vergeht!“ einstimmen. Und doch wird einem der Fluss der Zeit und damit die Vergänglichkeit manchmal deutlicher bewusst als sonst – die sich färbenden und fallenden Blätter im Herbst, die ersten Fröste und die bevorstehenden Novembertage tun das Ihre dazu.

So mag es in die Jahreszeit und in die Stimmung passen, dass einer der beiden Hauptartikel dieses Heftes die Kasualie der Bestattung thematisiert. Wir haben die Ausführungen des Mainzer Praktischen Theologen Kristian Fechtner dem „Korrespondenzblatt“ der bayerischen Kollegen entnommen.

Sie setzen sich ebenso eindrücklich wie theologisch reflektiert mit dem gegenwärtigen Wandel der Bestattungskultur auseinander. Fechtner zeigt, dass auch „im spät-volkskirchlichen Christentum unserer Tage“ insbesondere die Bestattung eine hervorgehobene Bedeutung hat. Und er macht nicht zuletzt deutlich, dass Amtshandlungen wie die Bestattung zentrale Aufgaben des ordinierten Pfarramtes bleiben müssen, da sie in hohem Maße theologisch-hermeneutische Kompetenz erfordern. Aber lesen Sie selbst – wir fin-

den, es lohnt sich! Und wenn Sie uns Ihre persönlichen praktischen Erfahrungen mit der gegenwärtigen Bestattungskultur mitteilen möchten, freuen wir uns auf Ihre Zuschriften!

Das gilt auch für ein weiteres Thema: die offenbar größer werdende Burnout-Problematik unter Pfarrerinnen und Pfarrern. Wie wichtig das ernsthafte Bemühen auch des kirchlichen Dienstgebers um ein „Gesundbleiben im Pfarrberuf“ ganz grundsätzlich ist, darauf weist die Pfarrvertretung Kurhessen-Waldeck hin.

Dass alle kurhessischen Dekaninnen und Dekane in diesem Herbst ein verpflichtendes Kolleg mit dem Thema „Gesundheit als Führungsaufgabe“ besuchen, wird sicher zur Sensibilisierung beitragen – und bezieht hoffentlich auch das konkrete Nachdenken über die Arbeitsbedingungen im Pfarramt ein. Auch die Gesundheit von Pfarrerinnen und Pfarrern im Dienst kann rasch zu einem vergänglichen Gut werden...

Nach so viel herbstlichem Ernst endet dieses Heft immerhin mit einem humorvollen „Auch das noch“, das das Thema der Vergänglichkeit ironisch-sarkastisch aufnimmt. Viel Vergnügen beim Lesen wünschen wir (was natürlich für die ganze Ausgabe gilt!) – und immer wieder goldene und bereichernde Tage in diesem Oktober und November!

*Ihr Maik Dietrich-Gibhardt  
und Ihre Susanna Petig*

# Herausforderungen und Perspektiven kirchlicher Kasualpraxis

*Vortrag auf der Frühjahrstagung des Pfarrer- und Pfarrerrinnenvereins in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern am 7. Mai 2012 in Rothenburg o. d. Tauber. Der Vortragsstil ist beibehalten.*

*Nachdruck aus Korrespondenzblatt S. 97, Nr. 7, Juli 2012*

Kristian Fechtner

### 1. Zur Eröffnung

Im Folgenden habe ich die Aufgabe übernommen, praktisch-theologische Überlegungen zur gegenwärtigen Bestattungskultur beizutragen. Gleichwohl beginne ich mit einer Bemerkung eines Kulturwissenschaftlers. Thomas Macho hat auf einen schlichten, jedoch wesentlichen Sachverhalt hingewiesen: Die Gemeinsamkeit aller Todesfälle sei darin zu sehen, dass ein Mensch nicht verschwindet, wenn er stirbt. Vielmehr: Der tote Mensch »bleibt«, als Leichnam nämlich. Er bleibt als derselbe Mensch da, nur eben als ein anderer, als Toter.

Das Gemeinsame aller Todesfälle, so Macho, liege weiterhin darin, dass dieser Bleibende, der Verstorbene also, nicht bleiben kann. Der Leichnam verändert sich, ein Mensch bleibt uns auch als ein Verstorbener nicht.

Nimmt man beides zusammen – das Bleiben und das nicht bleiben können –, dann hat das Konsequenzen. Bestattung ist kulturell gesehen eine handgreifliche Aufgabe. Sie gibt es nur in der Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten – niemand kann sich selbst bestatten. Sie ist auch ein symbolischer Akt. Bestattung ein Geschehen, das mit Deutungen und Bedeutungen aufgeladen ist. Aber Bestattung ist eben nicht die symbolische Deutung eines Abschieds, der so oder so geschieht. Sie hat vielmehr selbst diesen Abschied und diesen Übergang zu vollbringen. In der Bestattung (in welcher Gestalt auch immer) gilt es, die Toten in den Abschied zu geben, um von ihnen Abschied zu nehmen. Abschied geben, nicht nur Abschied nehmen. Jan Assmann hat einmal vermerkt, »dass alle Kultur ihr Zentrum im Problem der Sterblichkeit hat«. Wenn das stimmt, dann kommt diesem Moment des Abschied-Gebens essentiell Bedeutung zu. Meine gewissermaßen kulturethische Voraussetzung lautet: Es sind die Toten, die den Weiterlebenden und ihrer Kultur unabweisbar abfordern, dass sie bestattet werden. Das scheint mir gleich-

sam der kategorische Imperativ einer humanen Kultur zu sein.

### 2. Umbrüche der kirchlichen Kasualkultur

Die empirischen Untersuchungen zur gelebten Kirchlichkeit hierzulande, die in den vergangenen Jahrzehnten der praktisch-theologischen Wahrnehmung Tiefenschärfe gegeben haben, zeigen insgesamt, dass die Kasualien und insbesondere die Bestattung von hervorgehobener Bedeutung sind.

Auf die Frage nach ihrer Motivation, der Kirche anzugehören, findet das Votum »weil ich auf kirchliche Trauung oder Beerdigung nicht verzichten möchte« nach wie vor und mit leicht steigendem Anteil die höchste Zustimmung (2002: 50%). Im Grunde bleibt die kirchliche Bestattung empirisch gesehen die stärkste Kasualie, sie fungiert gleichsam als »Hauptgottesdienst«, an dem die meisten Evangelischen – und dies in einer existentiell angehenden Weise – teilnehmen. Dabei sind ca. 4% der kirchlichen Handlungen Bestattungen von Nicht-Kirchenmitgliedern; ein Wert, der im Blick auf die nicht selten damit verbundenen kontroversen Debatten kontinuierlich vergleichsweise gering geblieben ist. Umgekehrt fällt auf, dass es einen wachsenden Anteil der verstorbenen und nicht-kirchlich bestatteten Kirchenmitglieder gibt, in den ostdeutschen Landeskirchen über 20%, in den westdeutschen evangelischen Landeskirchen aber auch mittlerweile fast 10%. Hier ist selbstkritisch zu fragen, ob hier nicht sukzessive die evangelische Kirche ihre Ritenkompetenz, die ihr weithin zugeschrieben wird, verliert.

Gleichwohl: Auch im spät-volkskirchlichen Christentum unserer Tage ist die Teilhabe an den Kasualien ein wesentliches Moment gelebter Kirchlichkeit. Zugleich lassen sich in diesem Feld Wandlungen und Umbrüche erkennen. Drei Aspekte sollen herausgestrichen werden:

### a. Subjektivierung der Kasualien:

Die Kasualien verlieren ihren selbstverständlichen Charakter, sie werden – jedenfalls in bestimmten Milieus – begründungspflichtig und optional. Auch der Bereich der Bestattung unterliegt mehr und mehr Entscheidungsmöglichkeiten, aber auch Entscheidungszwängen: Erd- oder Urnenbestattung, an welchem Ort, öffentlich oder privat, welchen Charakter soll der Abschied haben? Verstärkt werden subjektive Gestaltungswünsche im Blick auf die Trauerfeiern artikuliert, mittlerweile klassisch sind insbesondere Auseinandersetzung um die Musik: Was kann und was darf nicht sein?

### b. Konkurrenzen:

Die Kirche hat ihr »Ritenmonopol« auch im Bereich von Sterben und Tod verloren.

Mittlerweile haben sich nichtkirchliche Beerdigungsredner etabliert und freie Ritualgestalterinnen und Trauerbegleiter bieten eigens und z.T. sehr persönlich gestaltete Trauerfeiern an. Hinzu kommt, dass sich neue Bestattungsunternehmen als integrale Trauerinstitute verstehen, die in eigenen Abschiedsräumen selbst Feiern ausrichten und seelsorgliche Aufgaben übernehmen. Allerdings zeigt sich, dass in vielen Fällen weltliche Bestattungen keine Alternativen zur kirchlichen Bestattung, sondern eher säkularisierte Variationen derselben darstellen. Die Alternative zum christlichen Begräbnis besteht eher darin – und dies ist die eigentliche Herausforderung –, dass auf eine Trauerfeier gänzlich verzichtet wird und eine anonyme Bestattung erfolgt.

### c. Ambivalente Situation von Traditionsabbrüchen und Neugestaltungen

Kirche und Theologie hat vornehmlich die Verluste traditioneller Trauerrituale in der Moderne verzeichnet und beklagt. Dies reicht von der Trauerkleidung, die höchstens noch im dörflichen Kontext praktiziert wird, bis hin zu selbstverständlichen nachbarschaftlichen Verhaltensweisen im Trauerfall. Auf der anderen Seite aber entwickeln sich durchaus Momente einer neuen Abschieds- und Erinnerungskultur, neue Bestattungsorte und Bestattungsformen entstehen, die sich einleben. Die Spätmoderne ist auch im Feld der Bestattung ritualproduktiv und – möglicherweise – traditionsbildend. Beides, Traditionsabbrüche und Neugestaltungen, gilt es sorgsam wahrzunehmen.

### 3. Theologische Perspektiven der kirchlichen Bestattung

Die christliche Gemeinde gibt ihre Toten in einer gottesdienstlichen Feier in den Abschied. Die Mitte einer christlichen Kultur bildet also ein gemeinschaftlicher liturgischer Akt. Das scheint mir zunächst das Charakteristische. Das Begräbnis ist keine Privatangelegenheit.

Von alters her gehört die Bestattung der Toten zu den Werken der Barmherzigkeit, es ist ein Liebesdienst, also im elementaren Sinne diakonia. Bereits Augustin betont, dass der Tote als Glied der »christiana et catholica societas« (als Glied der christlichen Gemeinschaft) verstirbt. Dies gilt m.E. unbeschadet dessen, dass in der Geschichte des Christentums beileibe nicht jeder Verstorbene ein individuelles Begräbnis erhalten hat und dass bis weit ins 19. Jh. hinein hierzulande viele Verstorbene nächtens ohne gottesdienstliche Feier bestattet wurden. Die gottesdienstliche Feier und der liturgische Akt der Bestattung stehen für drei Kennzeichen eines christlichen Umgangs mit dem Tod und mit den Toten. Zusammen bilden sie drei wesentliche theologische Momente:

#### a.

Jede Bestattung begeht und vollzieht einen Übergang aus der Sphäre des Lebens in den Bereich des Todes. Bestattungen sind, in welcher Gestalt auch immer, Übergangsrituale. In der rituellen Dramaturgie geht es um drei Schritte: um Trennung, um einen Akt der Umwandlung und um Eingliederung in einen neuen Zustand. Ich will und kann das kulturanthropologische Modell der Übergangsriten (Rites de Passage) nicht eingehender verfolgen, sondern will mich theologisch konzentrieren. Das Übergangsgeschehen der christlichen Bestattung ist ein religiös qualifiziertes Ritual. Es gründet biblisch im Wort Jesu: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt.« (Joh 11,25). Der Tod ist hier in eine besondere Perspektive gerückt, er wird gleichsam als ein »Tor zum Leben« verstanden – in welchen religiösen Sinnbildern und Metaphern sich dieser Glaube dann auch immer auszusprechen vermag. Man kann auch sagen: Der Übergang vom Leben in den Tod erscheint hier auch als ein Übergang vom Leben ins Leben.

Dies gilt im Blick auf den Toten, der »überführt« wird, und dies gilt zugleich für die Gemeinde, die – so Gott will – als Trauergemeinde zur tröstenden und getrösteten Gemeinde

wird. In diesem Sinne Übergang, das ist das erste Zeichen.

**b.**

Daraus resultiert ein zweites Signum. Die kirchliche Bestattung gestaltet einen liturgischen Weg, der begangen wird, d.h. von den Lebenden mitgegangen wird. Das »Mitgehen«, das Weggeleit also, ist das zweite Kennzeichen. Die Bestattung ist eine Prozession – die einzige im Übrigen, die im evangelischen Bereich noch praktiziert wird, wenn sie denn praktiziert wird. In diesem Weggeleit kommen mehrere Momente zum Ausdruck: Der liturgische Weg führt den Verstorbenen aus der Gemeinschaft der Lebenden heraus. Der Weg ist ein Akt der Trennung. Dass die Hinterbliebenen dem Sarg oder der Urne auf diesem letzten Gang folgen, macht sinnfällig, dass jede/r über kurz oder lang dem Verstorbenen in den Tod folgen wird. Leben ist Frist. Der Weg führt aber nicht in Nichts, sondern zu einem konkreten Ort, der künftigen Ruhstätte des Toten. Dies gilt theologisch zugleich auch auf einer zweiten Ebene. Der Weg führt in eine Gemeinschaft Gottes hinein, die Lebende und Tote umgreift. Er hält in Beziehung. »Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.« (Rm 14,8). Gegen manche protestantische Einwände ist es m.E. deshalb zulässig und angemessen, dass eben auch diejenige gesegnet wird, von der Abschied genommen wird.

**c.**

Daraus ergibt sich ein drittes Moment. Die christliche Bestattung ist nicht nur ein Übergangsritual. Sie ist auch ein Übergabe-Ritual. Dies hängt unmittelbar mit dem zusammen, was ich in meiner einstimmenden kulturanthropologischen Bemerkung angeführt habe: Es geht nicht nur darum, Abschied zu nehmen, sondern auch und wesentlich darum, Abschied zu geben. Wohin geben wir unsere Toten? Das religiöse Leitmotiv einer kirchlichen Bestattung verdichtet sich homiletisch und liturgisch in den Worten: »Wir legen N.N. in die Hände Gottes.« (vgl. Agenden) In der kirchlichen Bestattung übergeben wir unsere Toten in Bitte, in Klage und in Dank. In diesem Übergabe-Akt handelt die christliche Gemeinde an der Grenze, über die hinaus keine menschliche Handlung reicht. Sie nimmt die Toten fürbittend ins Gebet des Psalmisten: »In deine Hände befehle

ich meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.« (Ps 31,6)

Übergang – Weggeleit – Übergabe: In diesen drei Momenten erschließt sich für mich der spezifisch theologische Charakter einer kirchlich verantworteten Bestattung.

Was mir dabei wichtig ist: Die theologischen Deutungen sind nichts, was wir zu einer Bestattung gleichsam dazudenken oder dazuglauben. Vielmehr gilt: Die theologischen Deutungen und die religiösen Vorstellungen stecken in den Formen unserer Bestattungspraxis, also: sie stecken in den rituellen Formen, die wir gestalten; und sie stecken in den Worten, die gesprochen werden; und sie stecken in den Gesten der Pfarrerin und der Gemeinde; und sie stecken in dem Ort, der aufgesucht wird. Alle diese Gestaltungsfragen sind also nicht etwas Äußerliches. Nach der Bedeutung einer kirchlichen Bestattung zu fragen heißt deshalb danach zu fragen: Wie gestaltet sich heute Bestattung und wie verändert sich heute die Bestattungskultur. Ich will deshalb im Folgenden vier Punkte aufgreifen, die mir aus praktisch-theologischer Perspektive besonders wichtig erscheinen.

#### **4. Tendenzen und Herausforderungen zeitgenössischer Bestattungskultur in theologischer Perspektive**

*1 Bürgerlich-protestantische Bestattungskultur: Individuelle Lebensgeschichte und Verdrängung der Toten*

Mein erster Punkt betrifft zwei widerstrebende Aspekte, die insgesamt die bürgerlich-protestantische Bestattungskultur in der Moderne prägen:

Die eine Seite ist: Bestattung bedeutet Abschied zu nehmen von einer konkreten Person in ihrer je individuellen Lebensgeschichte. Die Trauerfeier steht in einem lebensgeschichtlichen Zusammenhang. Abschied wird in der Moderne als individueller Abschied wahrgenommen. Das heißt nicht, dass jede Bestattung ganz individuell gestaltet sein muss. Aber es soll zum Ausdruck kommen, dass hier ein bestimmtes, ein persönlich gelebtes Leben zu Ende gegangen ist. Dieser individuell-biographische Aspekt ist auch theologisch geboten. Er hält fest, dass es vor Gott um den unverwechselbar und unvertretbar Einzelnen geht und dass es auf jeden Einzelnen ankommt – auch und gerade, wenn dies die gesellschaftlichen Funktionsmechanismen permanent bestreiten.

Dass Leben und Tod etwas Individuelles sind, das ist ein wesentliches Moment unserer ererbten Bestattungskultur.

Dazu gibt es aber auch noch eine andere Seite: Es gehört zum Allgemeinwissen, im Blick auf die Moderne von einer »Verdrängung des Todes« zu sprechen. Ich halte mittlerweile nicht mehr viel von dieser These, sie scheint mir viel zu ungenau. Zu konstatieren ist aber m.E. so etwas wie eine »Verdrängung der Toten«. Der Umgang mit den Toten wird in der Moderne mehr und mehr in professionelle Hände gelegt. Und das heißt: Die Toten geraten buchstäblich aus dem Blick, sie werden gleichsam unberührbar. Tod heißt: Verzicht auf jeden Kontakt. An dieser Entwicklung hat der Protestantismus erhebliche Anteile. In scharfer Abgrenzung zu jeder Form des Totenkultes hat die Reformation die Trauerfeier als eine Feier verstanden, die sich nurmehr an die Lebenden richtet. Gottesdienstliche Elemente, die sich gestisch und symbolisch auf den Toten beziehen, sind im Protestantismus zurückgebaut worden (Segen, Erdwurf). Zugespitzt kann man sagen: Die kirchliche Bestattung kann, überspitzt gesagt, als ein Geschehen verstanden und auch erlebt werden, das buchstäblich von den Toten absehen kann, im Grunde ohne sie stattfinden kann.

Ich beobachte nun, dass sich an manchen Stellen gegenwärtiger Bestattungskultur gerade in dieser Hinsicht Veränderungen zeigen. Es geht darum, sich sinnlich-konkret und symbolisch-rituell den Toten zuzuwenden. Das ist kein flächendeckendes Phänomen. Aber: Es gibt z.B. ein neues Interesse an Abschiedsräumen, etwa in Krankenhäusern. Die Hospizbewegung hat einiges dazu beigetragen, dass Kontakt und Berührung im Sterben und nach dem Tod wieder möglich werden. Dazu gehört auch die mittlerweile breite Palette von alternativen Bestattungsunternehmen, die andere Räume schaffen, in denen Angehörige ihren Toten begegnen können. Ich würde diese etwas disparate Zusammenstellung als Zeichen werten.

Ich erhoffe mir in diese Richtung weitere kirchliche Anstöße.

Aus der »Biographisierung« der Bestattungskultur – in England sprechen Religionssoziologen mittlerweile von Bestattungsfeiern als »celebration of life« - erwachsen heute auch weitergehende Herausforderungen, liturgisch und seelsorglich sorgsam mit persön-

lichen Wünschen umzugehen. Dies betrifft insbesondere die musikalische Gestaltung und die verstärkt geäußerten Liedwünsche aus dem Bereich populärer Musik. Inwiefern sind sie »stimmig« im Blick auf die Person des Verstorbenen und im Blick auf die gottesdienstliche Situation? Sind sie auslegungsfähig im Sinnzusammenhang einer christlichen Bestattung oder dementieren sie hinterrücks deren Botschaft?

## *2 Dramaturgie der Bestattung*

Der Begriff der Dramaturgie ist in unserem Zusammenhang missverständlich, aber praktisch-theologisch gebräuchlich. Dramaturgie meint nicht: Alles Theater. Es bezeichnet vielmehr die innere symbolische Logik eines Handlungsverlaufes, hier also all dessen, was zusammenhängend in einer Bestattung geschieht.

Eine der zentralen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten besteht darin, dass der Wege-Charakter der kirchlichen Bestattung immer undeutlicher wird. Traditionell ist der Weg des christlichen Begräbnisses durch drei Stationen markiert: Sterbehaus (als Ort der Aussegnung) – Friedhofskapelle (als Ort der Trauerfeier) – Grab (als Ort der Grablegung). Dieser Weg hat sich zunächst tendenziell auf zwei Stationen verkürzt, jedenfalls im städtischen Kontext ist die Aussegnung zu einem Sonderfall geworden. In den letzten Jahren wird nun die Urnenbestattung mehr und mehr zum Normalfall einer kirchlichen Bestattung. Damit wird auch der Gang zum Grab aus der Trauerfeier gelöst. Er erscheint nicht mehr als Geleit, sondern wird gleichsam zu einem privaten Nachgang zu einem späteren Zeitpunkt.

Über die Urnenbestattung und ihre Konsequenzen wäre praktisch-theologisch sehr viel eingehender zu sprechen. Ich will in unserem Zusammenhang lediglich auf einen Punkt abheben, der für unsere gegenwärtige Bestattungskultur von erheblicher Tragweite ist. Es gibt eine klassische Polarität des bürgerlich-christlichen Abschieds: Der Intimität des Sterbens steht der öffentliche Charakter der Bestattung gegenüber. Kulturgeschichtlich müsste man dies vermutlich etwas genauer differenzieren. Wichtig ist aber: Das Sterbezimmer ist ein familiärer und privater Raum, der Abschied jedoch bewegt sich traditionell im öffentlichen Raum. Wir erleben heute nun im Grunde eine Umkehrung: Das Sterben ist in hohem Maße in die Sphäre öffentlicher Insti-

tutionen verlagert worden, in Krankenhäuser und Heime. Und gleichzeitig wird die Abschieds- und Bestattungskultur sukzessive privatisiert: Der Verstorbene wird im engsten Familienkreis beigesetzt, von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen und so fort. In der Debatte um die jüngste Neufassung von Bestattungsgesetzen spielt das Stichwort »Privatisierung« eine entscheidende Rolle. Dazu gehören etwa Bestrebungen, die Bestattungspflicht aufzuheben und Urnen den Angehörigen zu übereignen. Die immer wieder geäußerte Sorge, damit werde dann Schindluder getrieben, teile ich nicht. Das Problem erscheint mir viel grundsätzlicher. Der Tod wird konsequent zu einer Privatangelegenheit erklärt und der Tote wird der privaten Verfügungsgewalt der Weiterlebenden ausgeliefert. Wenn nach christlichem Verständnis die Mitte der Abschieds- und Bestattungskultur ein Gottesdienst ist, dann wird dieser Vorstellung – Tod ist Privatangelegenheit – widersprochen. Die Gemeinde, manchmal auch nur die Pfarrerin, wenn sich ansonsten niemand einstellt, stehen dafür, dass der Tod eben auch eine öffentliche Angelegenheit ist. Bezeugt wird: Der Tod dieses konkreten Menschen betrifft das Gemeinwesen. Er schlägt auch eine Wunde im Gemeinwesen. Und der Umgang mit dem Tod ist dementsprechend auch eine Sache des Gemeinwesens. Dass das Menschen auch heute so empfinden, wird immer dann besonders deutlich, wenn öffentliche Todesfälle betrauert werden – von Lady Di bis zu (den Toten von) der Love-Parade in Duisburg. Es ist m.E. eine gemeinschaftliche Aufgabe, an der sich insbesondere die Kirchen zu beteiligen haben, den öffentlichen Charakter des Todes als Bestattungskultur zu pflegen.

Eine Seitenbemerkung an dieser Stelle: Wenn es gilt, den öffentlichen Charakter der kirchlichen Kasualpraxis präsent zu halten, dann kann man aus guten Gründen Bestattung als besondere Aufgabe des öffentlichen Amtes der Verkündigung ansehen. Mit praktisch-theologischer Sorge nehme ich Tendenzen wahr, Kasualien in die Hände von Prädikantinnen und Prädikanten zu legen. Die ordinierte Pfarrerin, der ordinierte Pfarrer stehen in besonderer Weise nicht nur für die kirchliche, sondern auch für die öffentliche Dimension der Kasualie. Gerade aus der Sicht der gemeindlich distanzierten Kirchenmitglieder ist die Kasualpraxis substantiell mit dem Pfarr-

amt verbunden. Und schließlich erscheinen die Amtshandlungen an der Schnittstelle von Religion und Lebensgeschichte als pastoraltheologische Aufgabe par excellence, die in hohem Maße theologisch-hermeneutische Kompetenz erfordert.

### *3 Die Örtlichkeit der Toten*

Dasein bedeutet, einen Ort zu haben. Menschen einen Ort zu verweigern ist gleichsam Existenzverweigerung. Die christliche Bestattungskultur hat immer eine Verortung der Toten beinhaltet, ob in antiken Katakomben, mittelalterlichen Kirchhöfen oder modernen Friedhöfen. Wo Bestattung als Weg gestaltet und begriffen ist, da führt sie unabweisbar zu einem konkreten Ort – wo immer dieser auch gelegen sein mag. Die Verortung der Toten speist sich aus zwei elementaren Motiven:

Tote beanspruchen einen Raum. Kulturpsychologisch ist von alters her die Ortlosigkeit des Toten eine beängstigende Vorstellung gewesen. De-Lokalisierung der Toten wird heute z.T. anders erlebt – man denke an die Zunahme von Seebestattungen oder das Ausstreuen der Asche. Noch die anonyme Bestattung in einem Urnenfeld aber schafft einen konkreten Ort, wobei nicht von ungefähr die genaue Totenstätte auch der anonymen Urne in den Büchern präzise festgehalten wird. Gleichwohl: Die definitive Ortsbindung der Toten wird heute gelockert. Am weitesten gehen dabei die etwas spektakulär anmutenden Weltraumbestattungen, die es ja tatsächlich gibt. Man kann sie auch als Versuch lesen, die Toten und damit den Tod gänzlich aus unserem menschlich zugänglichen Lebensraum auszuschließen. Tote beanspruchen einen Raum. Das ist das eine Motiv der Verortung.

Das zweite ist:

Erinnerung bedarf Orte der Erinnerung. Die christlich-bürgerliche Bestattungstradition hat Abschied und Erinnerung eng miteinander verflochten. Dass dieser Zusammenhang wichtig ist, ist in den letzten Jahren noch einmal besonders ins Bewusstsein gekommen. Für früh und totgeborene Kinder sind eigene Ruhestätten auf vielen Friedhöfen angelegt worden, damit Eltern einen Ort der Trauer und der Erinnerung haben. Und manche Angehörige, die zunächst in eine anonyme Bestattung eingewilligt haben, spüren erst im Nachhinein, wie ihnen ein konkreter Erinnerungsort fehlt. Insgesamt: Die Toten brauchen einen Ort, der Tod braucht eine Ortsangabe.

Was es mit der konkreten Örtlichkeit auf sich hat, will ich knapp an der gegenwärtigen Diskussion um Friedhof und Friedwald als unterschiedliche Bestattungsorte skizzieren. Das klassische Prinzip des Friedhofs ist, so zeigt Thomas Klie, dasjenige des »umgrenzten Raumes«. Der Friedhof zieht eine Grenze – und zwar nach außen wie nach innen. Nach außen unterscheidet er die Welt der Lebenden und die Sphäre der Toten. Beides wird bewusst nicht in eins gesetzt. Es geht um die Begrenzung des Todes und um ein bewusst wahrgenommenes Distanzbedürfnis. Zugleich betreten die Lebenden auch die Sphäre der Toten, die Grenze ist (in diese Richtung) nicht verschlossen. Die Lebenden sind Gäste, Besucher/-innen ihrer Toten.

Im Inneren dieser Begrenzung gibt es eigene Beziehungsformen und eigene Themen – eine besondere Form des Gestimmt-Seins. Auch das gehört zu dieser Grenze. Der Friedhof liegt – das kennzeichnet ihn topographisch – außen vor und zugleich in nächster Nähe.

Die neu eingerichteten Friedwälder, deren Zahl gegenwärtig rasch wächst, haben gegenüber den modernen Friedhofsanlagen ihre eigene Anmutung. Urnen in dafür ausgewiesenen Waldstücken im Wurzelwerk von Bäumen beizusetzen (sog. Familien- oder Gemeinschaftsbäume), ist heute für viele Menschen eine Vorstellung und auch eine Praxis, für die sie sich erwärmen. Zu Recht scheint mir die anfänglich harsche Kritik und Ablehnung von kirchlicher Seite einer sensibleren und differenzierteren Betrachtung gewichen. Sicherlich: Im Konzept des Friedwaldes artikuliert sich auch eine Form der »Naturreligiosität«, die durchaus kritisch betrachtet werden kann. Gleichwohl ist solche Naturreligiosität der Geschichte des Christentums keineswegs fremd. Außerdem ist gelebtes Christentum nie frei von Synkretismen und eigensinnigen religiösen Vorstellungen gewesen, die sich der kirchlichen Theologie nicht ohne weiteres fügen. Dass die christliche Gemeinde ihre Toten nur in den abgezirkelten Reihengräbern gegenwärtiger Friedhofskultur, nicht aber in den Naturflächen eines Waldes zur Ruhe betten und in die Hände Gottes legen kann, will mir nicht einleuchten. Dass die Bayerische Landeskirche auf dem Schwanberg einen eigenen christlichen Friedwald eröffnet hat, empfinde ich als einen ganz angemessenen Versuch. Es muss

m.E. darum gehen, auch hier an der Erneuerung und Intensivierung der Bestattungskultur mitzuwirken.

Aus theologischer Perspektive sind zwei Dinge wesentlich: Zum einen ist genau zu schauen, wie in dieser anderen Örtlichkeit der gottesdienstliche Akt Bestattung zur Geltung kommt und Gestalt gewinnt. Der neuralgische Punkt der Friedwald-Konzeption ist m.E. aber die Frage: Welche Grenzen werden gezogen? Welche Grenzen werden verwischt? Die Vorstellungen, die sich mit dem Friedwald verbinden, ziehen eine scharfe Grenze zwischen Kultur und Natur. Der Tod wird gleichsam in die »reine« Natur ausgegliedert und in dessen natürlichen Kreislauf. Der christliche Glaube kann sich aber nicht in den Tod als einer Naturgegebenheit einfinden, er tritt dessen verletzender Macht immer auch entgegen. Zugleich verwischt der Friedwald die Grenze zwischen der Sphäre der Lebenden und derjenigen der Toten. Von seiner Anlage her soll der Friedwald ausdrücklich kein ausgesondertes und begrenztes Waldstück sein, sondern ein offenes. Das halte ich für einen problematischen Punkt: keinen Unterschied zu machen zwischen Waldspaziergang und Besuch der Toten. Der Tod ist Teil des Lebens und er ist die Negation des Lebens. Wer das zweite Moment ausblendet, verfällt einer Illusion. Ich denke, dass Kirche sich an der Konzeption und Praxis neuer Bestattungsorte jenseits der städtischen oder dörflichen Friedhofsanlagen aktiv beteiligen sollte. Vielleicht wären dies auf kirchlicher Seite aber keine Friedwälder, sondern gestaltete und v.a. umgrenzte »Waldfriedstätten«

#### *4 Anonymisierung der Verstorbenen*

Die anonyme Bestattung ist diejenige Form, die insbesondere in den urbanen Zentren in den letzten Jahren am stärksten anwächst. Sie führt uns an die Grenze unserer angestammten Bestattungskultur. Historisch gesehen ist sie allerdings alles andere als ein Novum. Sie erscheint vielmehr als eine Zeitschleife in eine vorbürgerliche Praxis, in der die Toten keinen Namen haben. In gewisser Weise radikalisiert sie den Grundzug moderner Bestattungskultur.

Die Verstorbene wird noch aus den sozialen Beziehungen herausgelöst, die unauflöslich mit ihrem Namen verbunden sind. Man kann auch sagen: Die anonyme Bestattung ist die auf die Spitze getriebene Individualisierung: Der Abschied wird nicht mehr als ein soziales Geschehen begangen, jede Form der Erinne-



rung wird unterbunden. Allerdings stehen wir m.E. praktisch-theologisch noch am Anfang einer Auseinandersetzung mit einer Bestattung, die die Toten namenlos macht. Z.B. ist – was ihre Bedeutung angeht – vermutlich zwischen einer von außen sozial auferlegten Anonymisierung und einer von den Verstorbenen verfügten Selbst-Anonymisierung zu unterscheiden. Man wird genau schauen müssen, welche Anliegen, welche Bedürfnisse, welche Vorstellungen sich darin jeweils artikulieren – wer da mit wem angemessen oder unangemessen umgeht.

Aus theologischer Sicht ist die Bewertung m.E. gar nicht so einfach. Es könnte ja sein, dass es ausreicht zu wissen, dass unsere Namen »im Himmel geschrieben sind« (Lk 10,20), d.h. wenn sie im »Buch des Lebens« (Off 3,5) verzeichnet sind, dann mögen sich Inschriften auf irdischen Grabsteinen erübrigen. Im Ersten und im Letzten ist es eben nicht das Gedächtnis der Hinterbliebenen, in denen Menschen gegen das Vergessen aufgehoben bleiben. Jede menschliche Erinnerung ist vergänglich. Dass Gott jedes einzelnen Menschen gedenkt, ist die Hoffnung, die der christliche Glaube hegt. Und diese Hoffnung gilt auch für diejenigen, die namenlos beerdigt werden. Und doch bleibt die anonyme Bestattung eine Anfechtung und eine Herausforderung, der kritisch zu begegnen ist. In der Taufe ist unser Name unauflöslich mit dem Namen Gottes verbunden worden. Deshalb scheint es mir auch theologisch richtig, wenn die Kirche gegen eine Bestattungskultur streitet, in der die Verstorbenen ihre Namen verlieren. Mindestens genau so wichtig ist aber zu schauen, welche konstruktiven Gestaltungsmöglichkeiten Kirche auch im Feld der anonymen Bestattungen aufzubringen vermag. Ich denke z.B. an Gottesdienste für Angehörige, deren Verstorbene

anonym beigesetzt worden sind. Oder auch daran, dass eine Gemeinde eine Trauerfeier für Verstorbene, die ansonsten allein und anonym bestattet würden, als Teil ihres öffentlichen Gemeindegottesdienstes, gleichsam stellvertretend begeht. Und auch: dass Gemeinden möglicherweise Gemeinschaftsgrabanlagen gestalten und pflegen.

### Ein paar wenige Sätze zum Schluss:

Die gegenwärtige Bestattungskultur und ihre Veränderungen hat zahlreiche Facetten. Die Reihe der Themen und Beobachtungen ließen sich fortsetzen. Man wird den Wandel nicht ohne Weiteres auf einen Nenner bringen können, mir geht es eher um genaue Wahrnehmung.

Ich plädiere entschieden dafür, Bestattung und alles, was sich darum kristallisiert, als eine Zentralstelle kirchlicher Praxis wahrzunehmen. Dass Menschen der Kirche eine besondere Kompetenz im Blick auf Sterben und Tod zuzumessen, daran hängt für die Bedeutung des Christentums und wohl auch für die Lebensbedeutung des christlichen Glaubens viel. Nicht von ungefähr waren die urchristlichen Gemeinden in hervorgehobener Weise auch Bestattungsvereine. Den Toten in christlicher Gemeinschaft Raum zu geben, darum ist es zu tun.

#### Literatur:

- Kristian Fechtner, Dem Tod begegnen: Die kirchliche Bestattung. In: Ders., Kirche von Fall zu Fall. Kasualien wahrnehmen und gestalten. Gütersloh 2011, 53-79.  
Hans-Martin Gutmann, Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive. Hamburg 2011.  
Thomas Klie, Todeszeichen. Topologie der Bestattung. BThZ 20 (2003), 57-68.  
Thomas Macho, Tod und Trauer im kulturwissenschaftlichen Vergleich. In: Jan Assmann, Der Tod als Thema der Kulturtheorie. Frankfurt 2000, 89-119.

*Kristian Fechtner, Professor für Praktische Theologie, Universität Mainz*

## ZEHN THESEN ZUR ZUKUNFT DES PFARRBERUFS IN DER EKKW

### Gesund schrumpfen statt gesundschrumpfen

Andreas Rohnke

#### **1. Trotz der rückläufigen Einnahme-Situation sind noch finanzielle Spielräume, die erschlossen werden können.**

Im Bereich des Pfarrberufs hat man bisher einerseits auf eine Reduzierung von Stellen und durch eine Verlängerung der Lebensarbeits-

zeit (schrittweise Anhebung des Pensionsalters auf 67 Jahre) auf die rückläufigen Einnahmen und Mitgliederzahlen reagiert.

Durch eine Verlängerung der Dienstphase nach „vorne“ ließen sich weitere Einsparungen erschließen. So entspricht die derzeit gül-

tige Prüfungsordnung schon lange nicht mehr den Studienordnungen an den Universitäten (Bologna-Prozess, Modularisierung). So entstehen Dopplungen und damit Verzögerungen, die zu einem höheren Dienst Eintrittsalter führen. Eine Angleichung der Studien- und Prüfungsordnungen ist längst überfällig und könnte dazu beitragen, die Dienstphase von Pfarrerinnen und Pfarrern zu verlängern und in ein günstigeres Verhältnis zu Ausbildungs- und Ruhestandszeiten zu bringen (Lastkoeffizient  $\beta$ ).

## **2. Den Rückgang der Kirchensteuer-Einnahmen und der Mitgliederzahlen können wir vielleicht nicht aufhalten. Aber wir können anders damit umgehen.**

Die Evangelische Kirche steht vor dem Dilemma, zu schrumpfen und gegen den Trend wachsen zu müssen (Kirche der Freiheit).

Das kann sie nur, wenn sie sich auf ihre Inhalte besinnt, statt sich von fiskalischen Argumenten (Mitgliederschwind und rückläufige Steuereinnahmen) treiben zu lassen. Dadurch bleibt sie für ihre Mitglieder attraktiv und hat weniger Sorgen zur Gewinnung von qualifiziertem Pfarrer/innen-Nachwuchs.

Erfahrungen der Church of England<sup>1</sup> wie auch die Mitglieder-Untersuchungen der EKD belegen, wie wichtig der persönliche Kontakt und die Klarheit der Botschaft für die Bindung bzw. Gewinnung von Mitgliedern sind. Insbesondere die Re-Missionierungsprogramme der Church of England zeigen auf, wie wichtig ein längerfristiger Kontakt für die Gewinnung und nachhaltige Bindung von Kirchenmitgliedern ist. So waren dort die kleineren Gemeinden erfolgreicher als die Großen. Die Überschaubarkeit und der enge soziale Kontakt sind auch Stärken in unserer Kirche, so sehr auch die Kleinteiligkeit nach betriebswirtschaftlichen Maßstäben kritisiert werden mag.

## **3. Eine reine Downsizing-Strategie ist nicht zielführend. Sie ist vor allem defizit-orientiert und verstellt den Blick auf die Entwicklungspotenziale und -chancen, die in der Krise liegen. Sie birgt die Gefahr, eine Abwärtsspirale auszulösen, die im organisational Burnout<sup>2</sup> endet.**

Ein schlecht kommunizierter Schrumpfungsprozess führt zu einer Fixierung auf die Defizite und zur Demotivation der Mitarbeitenden.

Für den Pfarrberuf bedeutet Downsizing eine Änderung des psychologischen Arbeitsver-

trags, wenn – wie das derzeit geschieht – zwar die Stellen vermindert werden, dabei aber der Output beibehalten werden soll. Die Folge sind Arbeitsverdichtung und/oder Schuld-Komplexe, weil die Arbeit nicht mehr geleistet, bzw. dem Selbstanspruch nicht mehr genügt werden kann, innere Kündigung und eine deutliche Steigerung des Krankenstands bzw. eine Häufung von Burnout-Erkrankungen.

Ohne eine Begleitung der Veränderungen läuft man Gefahr, die erwünschten Einsparungen zu gefährden durch erhöhte Ausgaben bei den Krankheitskosten. Außerdem wirken sich überforderte, demotivierte und frustrierte Pfarrer/innen negativ auf das Kirchen-Image aus.

Gerät die „Stimmung“ schließlich ganz ins Kippen, besteht die Gefahr, dass nicht nur einzelne ausbrennen, sondern die ganze Organisation nicht mehr steuerbar ist (organizational Burnout).

Darum muss es darum gehen, einerseits die notwendige Trauerarbeit zu leisten bzw. zu begleiten, aber andererseits auch die Krise als Ressource zu entdecken, die uns wichtige Hinweise darauf gibt, wo Entwicklungspotenziale liegen. Dazu ist es wichtig, Stärken und Schwächen genau zu analysieren, um daraus für die Zukunft zu lernen.

## **4. Die Pfarrstellenplanung in der EKKW orientiert sich in Zukunft an den Zielen und Inhalten der Arbeit (Output-Orientierung), und nicht allein am Steueraufkommen und der Mitgliederentwicklung (Input-Orientierung).**

Die Pfarrstellenplanung der letzten Jahre orientiert sich fast ausschließlich an den rückläufigen Steuereinnahmen und Mitgliederzahlen. Die Folgen für die Arbeit und die Gemeindeglieder sind dabei nicht mehr im Blick.

Wer jedoch theologische Argumente und die Bedürfnisse der Kirchenmitglieder in den Planungen vergisst, läuft Gefahr, den Negativ-Trend der Mitgliederzahlen zu verstärken.

Daher ist es notwendig, Inhalte und Ziele des Pfarrberufs neu zu justieren.

- Welche Menschen und welche Ziele wollen wir erreichen?
- Welche Menschen benötigen wir hierfür?
- Und wie setzen wir Schwerpunkte in unserer Arbeit?

Sämtliche EKD-Mitgliederbefragungen belegen die zentrale Bedeutung des Pfarrberufs für die Kirchenbindung der Mitglieder. Positive Erfahrungen im Konfirmandenunterricht und bei anderen Kasualien sind Argumente für den Verbleib in der Kirche. Eine Studie der Ev. Kirche in Baden zu Eintritts-Argumenten<sup>3</sup> weist in eine ganz ähnliche Richtung.

Aus diesem Grund muss die pfarramtliche Praxis einer gründlichen Aufgabenkritik unterzogen werden. Dazu können folgende Fragen zielführend sein:

- Sollen Pfarrer/innen Geschäftsführer/innen und Manager/innen sein oder geistliche Leiter/innen ihrer Gemeinden?
- Wie viel Zeit stellen wir ihnen für die ihnen anvertrauten Menschen zur Verfügung und wie viel Zeit für Management und Geschäftsführung?
- Welche Aufgaben sollen künftig von Pfarrer/innen versehen werden, welche von anderen Menschen in den Gemeinden?
- Wie soll das künftige Job-Design für den Pfarrberuf aussehen?
- Wie viel Arbeitszeit stellen wir für Innovation zur Verfügung, welchen Anteil soll die „Pflicht“ einnehmen, und was gehört dazu?

#### **5. Die inhaltliche Profilierung des Pfarrberufs lässt sich nur verwirklichen, wenn man ausreichend nichttheologisches Personal zur Verfügung hat. Pfarrer/innen sind zwar Generalist/innen, aber nicht „Mädchen für alles“.**

Derzeit erledigen Pfarrer/innen Aufgaben, für die sie nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu teuer sind (Hausmeister, Sekretariat, Küsterdienste...).

Die rückläufigen Einnahmen verstärken den Anteil dieser Tätigkeiten am Arbeitspensum von Pfarrern/innen, wenn immer mehr Personal im nicht-theologischen Bereich eingespart wird.

Die Zeit, die Pfarrer/innen damit verbringen, Mietern das Gemeindehaus zu zeigen und zu erklären, Schreibarbeiten zu erledigen usw. fehlt ihnen für genuin pfarramtliche Tätigkeiten (Gottesdienst, Kasualien, Unterricht, Seelsorge).

Pfarrer/innen sind zwar Generalist/innen, aber nicht „Mädchen für alles“.

Den Einsatz von Pfarrern/innen in solchen Bereichen bezahlt man in zweierlei Hinsicht teuer: Die Zeit fehlt für Mitgliederpflege und

Mitgliedergewinnung und andere Mitarbeiter erledigen solche Tätigkeiten kostengünstiger.

Will man das theologische Profil des Pfarrberufs stärken, muss man Pfarrer/innen von anderen Tätigkeiten freihalten. Daher ist zu fragen:

- Welche Management- und Geschäftsführungsaufgaben müssen durch Pfarrer/innen, welche können durch andere Mitarbeitende erledigt werden?
- Welche Geschäftsführungsaufgaben können z.B. durch die Kirchenkreisämter übernommen werden?
- Wie können bestimmte Aufgaben durch Vernetzung und engere Zusammenarbeit sinnvoller aufgeteilt werden?
- Wie können Gaben und Kompetenzen von Ehrenamtlichen wie Pfarrern/innen gezielt genutzt und entwickelt werden?

#### **6. Die strukturellen Veränderungen (Pfarrstellen-Anpassung) verändern die „Unternehmenskultur“ der Kirche und das Job-Design des Pfarrberufs. Auch diese Veränderungen müssen gestaltet werden.**

Durch Pfarrstellen-Streichungen entstehen größere (räumliche) Einheiten. Einer Pfarrstelle ist vor allem im ländlichen Bereich künftig für eine Vielzahl von Predigtstellen und Kirchengemeinden mit je eigenen Kirchenvorständen zugeordnet.

Nur über eine enge Koordination und Zusammenarbeit der gemeindlichen Leitungsgremien und einer Stärkung des Laien-Elements werden diese neuen Strukturen überhaupt noch zu bewältigen sein, wenn man nicht den Weg von Fusionen beschreitet.

Pfarrer/innen werden künftig nicht mehr jeden Sonntag in jeder Kirche des Kirchspiels predigen können. Werden sie nicht von Managementaufgaben entlastet, fehlt ihnen zudem die Zeit für Besuche und Seelsorge.

Der direkte Kontakt zu den Gemeindegliedern wird ausgedünnt, auch wenn die Zahl der Gemeindeglieder vielleicht gleich bleiben mag. Wurde in den 1970er und 1980er Jahren noch mit dem Slogan „Weil Menschen Menschen brauchen“ für den Pfarrberuf geworben und ermutigte der damalige Prälat Hertzberg die Ordinanden/innen mit den Worten „Sie werden dafür bezahlt, Zeit zu haben für die Menschen.“, verändern die Strukturveränderungen, die durch die Pfarrstellenanpassung in

Gang gesetzt werden auch das Job-Design des Pfarrberufs nachhaltig:

- Pfarrer/innen haben weniger Zeit für direkten Kontakt.
- Pfarrer/innen werden zu „pastoralen Großraummanagern“.
- ...

Will man Pfarrer/innen bzw. den theologischen Nachwuchs nicht überfordern und abschrecken, sollte man diese Veränderung bewusst gestalten, indem man alle Betroffenen mit auf den Weg nimmt. Mögliche Optionen für eine solche Veränderung könnten sein:

- Pfarrer/innen sind für die geistliche Leitung der Gemeinde verantwortlich. Dazu werden sie von anderen Geschäftsführungs- und Managementaufgaben entlastet.
- Pfarrer/innen sind Anleiter/innen, Begleiter/innen und Coaches für ehrenamtlich Mitarbeitende, die Aufgaben im Bereich Gottesdienst, Seelsorge (Besuche) und Unterricht übernehmen.
- Gemeinden arbeiten enger zusammen, um bestimmte Aufgaben gemeinsam zu gestalten, ohne dabei ihr eigenes Profil aufgeben zu müssen, z.B. Zweckverbände für Kindertagesstätten, gemeinsame Gemeindebriefe mit gemeindespezifischen Teilen o.ä.

## **7. Die einzelnen Reformmaßnahmen sind in Zukunft so zu koordinieren und aufeinander abzustimmen, dass sie sich in ihren Wirkungen verstärken können.**

Die Geschichte der Reformen in der EKKW ist eine Geschichte der halbherzigen Ansätze, die mit viel Aufwand betrieben wurden und oft genug im Sande verliefen:

- „Bezeugung des Evangeliums“ blieb ohne Folgen.
- Die Reform der Finanzzuweisung blieb halbherzig, weil eine Strukturreform fehlte.
- Die Stärkung der Mittleren Ebene brachte eine Verschiebung der konfliktträchtigen Entscheidungen, aber keine wirkliche Autonomie von Kirchenkreisen.
- Pfarrstellenbemessung und Finanzzuweisung widersprechen sich teilweise, so dass die notwendigen Anpassungen (Fusionen) nur langsam und halbherzig angegangen werden.

Jede dieser Reformen wurde mit hohem personellem Einsatz vorbereitet und fordert weiter hohe personelle Ressourcen (oft genug Arbeitszeiten von Pfarrern/innen), ohne dass sie die erwartete Effizienzsteigerung erbracht hätte.

Künftige Reformprojekte sollten daher schon in der Planungsphase auf ihre Effizienz und ihr Zusammenwirken mit anderen Reformvorhaben hin überprüft werden.

## **8. Reformvorhaben dienen der Förderung der Zusammenarbeit von Pfarrer/innen und Gemeinden. Können sie das nicht leisten, sind sie zu unterlassen.**

Reformen, die nur Arbeitszeit absorbieren, ohne einen Gewinn an Erleichterung und gegenseitiger Unterstützung zu bringen, verdienen es nicht, betrieben zu werden.

Die meisten der bisherigen Reformprojekte in der EKKW führten zu einer Ausweitung der Gremientätigkeiten für Ehrenamtliche und Pfarrer. Steht dieser Investition von Arbeitszeit nicht ein Gewinn an Zusammenarbeit und Förderung bzw. Erleichterung von gemeindlichem Leben und der Arbeit von Pfarrer/innen gegenüber, sind solche Projekte als „kontraproduktiv“ zu den Zielen und Inhalten der Kirche zu unterlassen.

Scheitern nach diesen Kriterien geprüfte und vielversprechende Projekte, dann sollten sie gründlich ausgewertet werden, denn jeder Fehler und jedes Scheitern birgt wichtige Informationen über Schwachstellen der Organisation Kirche und damit über Optimierungspotenzial.

## **9. Will man das Pfarrhaus als Institution erhalten und stärken, muss man in Pfarrhäuser investieren, um davon zu profitieren.**

Das Evangelische Pfarrhaus war über Jahrhunderte kulturprägend.

Es ist nach wie vor Anlaufstelle erster Ordnung für Gemeindeglieder und Hilfesuchende. Neben der Kirche und dem Gemeindehaus ist das Pfarrhaus eine Art „Aushängeschild“ der Gemeinde.

Der Zustand vieler kurhessischen Pfarrhäuser ist jedoch alles andere als repräsentativ. Sie wirken häufig eher negativ auf das Image der Kirche, weil ihr baulicher Zustand und ihre Ausstattung nicht selten unter dem Standard für Sozialwohnung liegt.

Baulich schlecht ausgestattete Pfarrhäuser sind jedoch in vielerlei Hinsicht teuer:

- Sie sind im Unterhalt für die Bewohner teuer, denn die Energiekosten sind kaum noch finanzierbar.
- Sie vermitteln alles andere als ein positives Bild von Kirche. Das verstärkt einen Negativ-Trend in der Außenwahrnehmung von Kirche.

- Schlecht ausgestattete Pfarrhäuser sorgen für Unzufriedenheit bei Pfarrern und Pfarrerrinnen.<sup>4</sup> Sinkt die Berufszufriedenheit, leidet darunter die Motivation der Pfarrer/innen und die Qualität ihrer Arbeit.
- Schlecht ausgestattete Pfarrhäuser wirken „abschreckend“ auf den theologischen Nachwuchs. Wird die Professions-Zumutung der Dienstwohnungspflicht nicht durch attraktive Dienstwohnungen wenigstens zum Teil wett gemacht, wird man künftig erhebliche Rekrutierungsprobleme für den Pfarrberuf haben.

Daher zahlt sich die Investition in die Pfarrhäuser in vielerlei Hinsicht auch finanziell aus.

**10. Als Kirche, die sich „die Vermittlung des ewigen Heils“<sup>5</sup> auf die unternehmerischen Fahnen geschrieben hat, sollte sich die Landeskirche stärker auch um die Gesundheit ihrer Mitarbeiter/innen kümmern.**

Die Strukturveränderungen, insbesondere die Pfarrstellen-Anpassung, sind begleitet von einer Zunahme von psychischen Erkrankungen und Burnout-Erkrankungen. Ein Belastungsscreening im Kirchenkreis Hanau-Land ergab, dass Zweidrittel (sic) der dortigen Pfarrerschaft stark von Burnout gefährdet sind.

Die Strukturveränderungen müssen daher auch daraufhin überprüft werden, welche Auswirkungen sie auf die Arbeitsbelastung (z.B. Arbeitsverdichtung) für die Pfarrer/innen und Mitarbeiter/innen haben.

Arbeitsbedingungen sind so zu gestalten, dass man im Beruf gesund bleiben kann, und nicht berufsbedingt erkrankt.

Die Schaffung eines Gesundheitsmanagements kann hier wichtige Impulse geben und mittelfristig helfen, Kosten für Langzeiterkrankungen oder Frühverrentungen einzusparen. Der Return on Investment für Maßnahmen eines Gesundheitsmanagements liegt bei ca. 2,5 bis 6, d.h. für jeden investierten Euro kann man 2,50 - € bis 6,- € einsparen.

Die Pfarrvertretung hat daher bereits im Frühjahr die Schaffung eines betrieblichen Gesundheitsmanagements für den Pfarrberuf gefordert.

1 Vgl. Michael Herbst, Dem „Englischen Patienten“ geht es besser. Was können wir von der Anglikanischen Kirche lernen?; in: Nethöfel, Wolfgang et al. (Hg.); Kirchenreform strategisch; Glashütten 2007; S. 463-488

2 Vgl. Gustav Greve, Organizational Burnout. Das versteckte Phänomen ausgebrannter Organisationen; Wiesbaden 2010

3 Vgl. Rainer Volz, Massenhaft unbekannt – Kircheneintritte. Forschungsbericht über die Eintrittsstudie der Evangelischen Landeskirche in Baden, [www.ekiba.de/images/Kircheneintrittsstudie\\_Forschungsbericht.doc](http://www.ekiba.de/images/Kircheneintrittsstudie_Forschungsbericht.doc)

4 Vgl. die Ergebnisse der Pfarrerstudie „Pfarrberuf heute“ des Pfarrerrinnen- und Pfarrerausschusses aus dem Jahr 2002/03: Rohnke, Andreas, Pfarrberufe heute – Typologien pastoraler Berufsgestaltung. Eine empirisch-theologische Studie zur Ausdifferenzierung des Pfarrberufs; Frankfurt/Main 2009

5 Vgl. Das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin in der modernen Gesellschaft. Studie der Theologischen Kammer der EKKW.

*Verabschiedet von der Pfarrvertretung der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Hanau, am 28.08.2012*

*Andreas Rohnke, Vorsitzender*

## INTERVIEW

# Gottes müde Hirten: Warum immer mehr Pfarrer Burnout-gefährdet sind

*Kassel. Taufen, Beerdigungen, Atennachmittage, Predigten: Viele Pfarrer fühlen sich dem anstrengenden Arbeitsalltag nicht mehr gewachsen. Laut einer Studie des bayerischen Kirchenseelsorgers Andreas von Heyl sind immer mehr Pfarrer Burnout-gefährdet. Wir sprachen mit Pfarrer Frank Illgen, Vorsitzender des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck, über Gottes müde Hirten.*

**Die Studie ergab, dass fast die Hälfte der befragten 188 evangelischen Geistlichen Burnout-gefährdet sind. Können Sie diesen Eindruck aus Kollegenkreisen bestätigen?**

Illgen: Zwar sind derzeit keine aktuellen Statistiken aus unserem Bereich bekannt, die das Phänomen „Burnout“ belegen. Aber wir nehmen vermehrt Klagen über längere Ausfallzeiten von Kolleginnen und Kollegen. Viele Symptome deuten auf das Krankheitsbild Burnout hin.

**Welche Faktoren sehen Sie als Hauptbelastung des modernen Gemeindepfarrers?**

Die Lebenswelten der Menschen, die von der Wiege bis zur Bahre begleitet werden, dif-

ferenzieren sich immer weiter aus. Die Ansprüche der jeweiligen Altersgruppe wachsen und wollen sich von anderen unterscheiden. Es ist ein Spagat zwischen der „Kerngemeinde“ und den „treuen Kirchenfernen“ sowie Menschen ohne jegliche kirchliche Sozialisation. Einerseits suchen die Menschen Vertrautes und Bekanntes und erwarten gleichzeitig und ständig mit neuen und besonderen Highlights begeistert zu werden. Die Rolle des Pfarrers hat sich gewandelt. Vom Pfarrer, der selbst etwas veranstaltet, zum Pfarrer, der organisiert und managt und zusätzlich Ehren- und Hauptamtliche begleitet und schult.

### **Welche Rolle spielt Bürokratie?**

Eine immer größere. Vor allem, wenn die Strukturen der Kirche(ngemeinden) durch Zusammenschlüsse mit anderen Gemeinden und Pfarrstellen reorganisiert bzw. neu organisiert werden müssen. Dabei wächst die Unsicherheit über Zukunft und Gestalt der eigenen Tätigkeit. Rahmenbedingungen verändern sich, die derjenige nicht hinnehmen kann oder will. Diese Veränderungen entscheiden zum Teil über die Arbeitsbedingungen der nächsten Jahre oder Jahrzehnte. Im ungünstigen Fall können sie auch krank machen.

### **Liegt das auch am Idealbild des Trösters, der immer für jeden ein offenes Ohr hat?**

Liegt der Akzent auf „immer“, kann es meines Erachtens zu Überforderungen kommen. Entweder durch sich selbst oder andere. Im Gemeindepfarramt ist eine Trennung von Arbeit und Freizeit schwierig, da ein Gemeindepfarrer „immer“ vor Ort erreichbar sein sollte. Wenn schließlich keine Zeit mehr für eigene regenerative Phasen, Reflexion und geistliche Erbauung bleibt, kann es in der Tat zu Burnout-Syndromen kommen. Es ist einerseits die große Freiheit, „mein Pfarramt“ eigenverantwortlich gestalten zu können. Gleichzeitig birgt dieser attraktive Beruf eine große Gefahr, mich auf dem weiten Feld der vielfältigsten Aufgaben und Herausforderungen zu verlieren und aufzuzehren.

### **Wie können sich Pfarrer davor schützen?**

Schutzmechanismen sind institutionell nicht vorgesehen oder nur schwach ausgeprägt und haben oft andere Aspekte im Blick. Aufmerksame Gemeindeglieder, Kirchenvorsteher, Ehrenamtliche oder auch ein professioneller Coach sind da wünschenswert, die dem Pfarrer ehrliche und aufrichtige Rückmeldungen zu

seinem Dienst geben. Auch manche „Kirchenälteste“ können diese Funktion ausüben.

*Aus: Extra Tip, Regionale Nachrichten Nordhessen, 8.1.2012*

## **LESERFORUM**

### **Residenzpflicht**

Zwei Pfarrstellen hatte ich im Lauf meines Berufslebens inne. Jedes Mal war ich begeistert von den Häusern, die meine Familie und mich dort erwarteten. Als ich vom Dorf Abschied nahm, nahm ich auch von dem Haus Abschied. Hier hatte ich gewerkelt, hier meine Predigten geschrieben, hier waren die Kinder groß geworden – es war mir ans Herz gewachsen, das alte Backsteinhaus aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. Später kam ich in die Kleinstadt. Der Kollege führte mich zum Pfarrhaus, ich war noch unsicher, ob ich die Stelle antreten sollte. Drei Kinder hatten wir, das vierte war „unterwegs“ – also galt es, ein Haus zu wählen, das groß genug war und einen Garten hatte, in dem die Kinder toben konnten. Es war auch diesmal fast so etwas wie „Liebe auf den ersten Blick“. Da kommt man an einen neuen Ort und dann ist gleich gesorgt. Wir haben (und immer noch, ich bin ja noch im Amt) Haus und Garten genossen. Das ist die wunderschöne Seite der Residenzpflicht.

Ich war schon fast 60, da begann ich etwas zu ahnen, sehr schnell, ziemlich klar. Die Residenzpflicht heisst nämlich auch: Die Kirche hat dich. Sie hat dich immer. Du merkst es nicht, aber es ist so. Du bist dienstlich in kirchlichen Räumen – das ist allemal klar und mit dem Amtszimmer auch ganz konkret. Aber du bist auch privat in kirchlichen Räumen. Du bist nie im Eigenen. Du kannst nie sagen: „Mein Haus!“ Du feierst dein privates Weihnachten in kirchlichen Räumen, du zeugst deine Kinder in Kirchenräumen, du feierst deinen Geburtstag in einem Haus, das deinem Arbeitgeber gehört. Dadurch entsteht eine sublimale Bindung, die das „immer im Dienst sein“ auf feine, fast unmerkliche Weise unterstützt. Mit vielen anderen bin ich anfällig für diesen „stand-by-Modus“. Wenn es auch gilt, dass Kirche freundlich mit uns umgeht, dass sie schöne Häuser vorhält in zumeist attraktiver Lage, dass sie groß genug sind, Stil haben, oft einen schönen Garten: selbst wenn all das gilt, so hat sie uns mit den Häusern doch am Schlaffitzen.

Ich bin mal gespannt, wie sich mein Bewusstsein verändert, wenn ich im Ruhestand, der absehbar ist, dann wirklich zum ersten Mal seit meinem Studium (wieder) ganz privat wohnen werde.

Christoph Schilling  
Pfarramt Wächtersbach-Ost  
Brunnenstraße 19, 63607 Wächtersbach

## BUCHHINWEIS

**Bernd Jaspert, *Bibelsprüche für kirchliche Feiern, Nordhausen 2012*, Verlag Traugott Bautz, 68 Seiten, Fotos, br., € 8,-, ISBN 978-3-88309-738-1**

Bibelsprüche können Lebensbegleiter sein. Besonders bei kirchlichen Feiern wie Taufe, Firmung, Konfirmation, Trauung, Silberner, Goldener oder Diamantener Hochzeit, Krankensalbung, Bestattung und Totengedenken werden sie gebraucht.

Dieses Büchlein bietet in klarer Übersicht eine gute Auswahl von Bibelsprüchen zu den entsprechenden kirchlichen Feiern und Festen. Damit eignet es sich vor allem für Pfarrer und Pfarrfrauen sowie für Menschen, die vor einer solchen kirchlichen Feier stehen.

Die Texte stammen aus der Luther- und der Einheitsübersetzung der Bibel. So sind sie im evangelischen wie im katholischen Bereich zu gebrauchen.

Autor des Büchleins ist Bernd Jaspert, der über drei Jahrzehnte Pfarrer in der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck war und jetzt als Ruheständler in der Rhön lebt.

## FÜR SIE GELESEN

**Wolfgang Dietrich, *WACH IM ALTER. Tagesbücher IV mit 81(86): Später Wellengang*. Druck: AALEX Buchproduktion GmbH, Großburgwedel 2011, 766 S. ISBN 978-3-00-036456-3.**

Mit einem weiteren voluminösen Band setzt der früher in Marburg, Schönberg i.Ts. und (zuletzt) in Hannover tätige Religionspädagoge mit Schwerpunkt Berufliche Schulen sein Reflexion und Meditation, Prosa und Poesie, lebens- und werkbegleitender Kommentar und freie Komposition existentieller Miniaturen miteinander verbindendes, auch alternati-

ves Theologietreiben in seinen verschiedenen Kontexten fort. Die Fülle der Gesprächspartner, der Bezüge, der Erwähnungen und Hinwendungen lässt sich zunächst als Kompendium der Geistes-, Theologie- und Frömmigkeitsgeschichte unter einer gewissen Vorliebe für (russische) Mystik und Judentum lesen. Aber genauso lassen sich die gleichen Texte, Erlebnisse, Hinwendungen und „Herausfindungen“ Dietrichs als eine Art „Sprachliches und Haptisches“ verflechtende „Theopoesie“, als „Imaginationen des Menschen“, die mögliches Anderseinkönnen auch als Motivationsströme zulassen, buchstabieren. „Durch eingebaute Kurzgedichte erhält der Band eine poetische Grundierung wie auch zugleich zu den darauf bezogenen Prosa-Passagen eine korrelative Struktur“ (S. 742). Kurz: Nikolai Berdjajews Auffassung von „zweierlei Wahrheit“ hat Dietrich nicht nur wissenschaftlich in Form einer Dissertation bei Ratschow in Marburg, sondern auch lebenspraktisch in seiner eigenen Lehrer- und Dozentenexistenz im Blick auf Berufliche Schulen z.B. durch sein „Konzept offener mitbeteiligter Lernchancen statt fixierender geschlossener Lernziele“ (S. 216) dekliniert.

Da sich für ihn Erinnerung nie nur auf das, was gewesen ist, bezieht, rückt er das Erinnerungte stets auch in den Zusammenhang dessen, was gewesen sein könnte. Hier bilden seine konstruktiven Ideen für ein theologisches Studium an der Technischen Hochschule Darmstadt als „Aufgabe einer angewandten Theologie“, die nicht als „Zusatz“ zu den theologischen Grunddisziplinen, sondern als „Konsequenz des biblisch-neutestamentlichen Verständnisses der Wahrheit, die in der Bewährung offenbar wird“, zu begreifen ist (S. 48f.), eine wichtige Rolle.

Die inzwischen erfolgte Auflösung des „Religionspädagogischen Studienzentrums Schönberg“ der EKHN ist für Dietrich daher „eine kirchliche Selbstreduktion am falschen Ort zur falschen Zeit“, ein „Verlust eines freiheitlichen Ideenherds christlich motivierter Initiativen“, in die er gerade die Religionslehrerschaft aktiv einbezogen hat (S. 219).

Ich wünsche dem Buch, dass zu der stattlichen Zahl der „Lesenden“ aller Zeiten (vgl. das Register) möglichst weitere dazukommen!

Karl Dienst



**Franz von Sales Doye, Die alten Trachten der männlichen und weiblichen Orden sowie der geistlichen Mitglieder der ritterlichen Orden**, Reprint der Originalausgabe Leipzig 1930, Reprint Verlag Leipzig im Primus Verlag, Darmstadt 2012, ISBN 978-3-8262-3027-1, 260 Seiten, 24,90 €.

Dieses Buch geht zurück auf den umfangreichen Anhang II. zum bekannten zweibändigen Werk des Autors „Heilige und Selige der römisch-katholischen Kirche“ von 1929, in dem dieser stets auch den „Erkennungszeichen“ der behandelten Personen in der Kunst besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Dieser Anhang ist sodann 1930 in Leipzig auch als selbständiges Buch erschienen, das nun also als Nachdruck neu zugänglich gemacht wurde. In den schönen Abbildungen basiert er letztlich auf den Illustrationen Peter Bohmanns, die 1821 in Prag erschienen waren (vgl. die Vorbemerkung zum erwähnten Anhang II., Band II., Seite 764).

Der Verfasser hat innerhalb der sachlichen Gliederung nach männlichen und weiblichen Orden sowie den geistlichen Mitgliedern ritterlicher Orden alphabetisch geordnete Informationen zur historischen Tracht der einzelnen Gemeinschaften zusammengetragen, wobei auch jeweils die Gründungszeit notiert ist. In einer Zeit, in der die Ordenstrachten z. T. vereinfacht wurden, die Zahl der Ordensleute und der Orden insgesamt zurückgegangen ist und Ordenskleidung in der Öffentlichkeit seltener getragen wird, ist vieles überholt oder historisch. Der Verlag vermerkt deshalb auch auf der Rückseite des nachgedruckten Werkes: „Mithilfe dieses Buches lassen sich nun Ordenstrachten auf alten Tafelbildern oder Wandgemälden zuverlässig identifizieren“.

Für diese kunstgeschichtliche Aufgabe leistet der Nachdruck gute Dienste, ganz abgesehen davon, dass das Anschauen der alten Bilder von 1821 Vergnügen bereitet.

Dr. Martin Zentgraf



# SOLIDARFONDS

## Präzisierung der Richtlinien des Solidarfonds

Bei der Bearbeitung von Anträgen an den Solidarfonds haben sich in den vergangenen Monaten immer wieder Fragen bezüglich einzelner Leistungen des Solidarfonds ergeben. Dabei haben wir feststellen müssen, dass die Antragsteller in vielen Fällen nicht über einen ausreichenden, d.h. 100%igen Versicherungsschutz (Beihilfe + Krankenversicherung) verfügen. In anderen Fällen wiederum haben Zahnärzte nicht nach der geltenden Gebührenordnung für Zahnärzte (GOZ) abgerechnet. Eine Präzisierung der Richtlinien in diesen Punkten war daher notwendig.

Im Folgenden führen wir Ihnen die Änderungen (mit Fettdruck hervorgehoben) auf, so wie sie vom Kuratorium des Solidarfonds am 20.08.2012 beschlossen wurden. Die Änderungen treten mit der Genehmigung durch den Vorstand des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in der EKHN e. V. zum 1. September 2012 in Kraft.

**§ 3** Hilfen erhalten die Mitglieder des Solidarfonds. **Dabei wird vorausgesetzt, dass durch Beihilfeleistungen und Krankenversicherung ein 100%-iger Versicherungsschutz besteht.** Mitglied kann...

**§ 7, 1d** Bei zahn- und kieferorthopädischen Behandlungen leistet der SF einen Zuschuss von 50% zu den Kosten, **die entsprechend GOZ (Gebührenordnung für Zahnärzte) bzw. BEL (Bundeseinheitliches Leistungsverzeichnis für zahntechnische Leistungen bei Kassenpatienten) abgerechnet sind und** die durch Krankenkassenerstattung und Beihilfe nicht gedeckt sind.

Präzisierungen wurden auch an zwei weiteren Punkten vorgenommen und durch den Vorstand genehmigt:

**§ 7** Der SF gewährt gemäß §2 dieser Richtlinien seinen Mitgliedern, deren Ehe- bzw. **eingetragenen** Lebenspartnern.

**§ 7, 5c** Für ein Kind .... Diese Hilfe muss **halbjährlich** unter Vorlage einer fachärztlichen Bescheinigung sowie der Rechnung der Schule beantragt werden. **(Nachweis der Zuwendung durch die EKHN entfällt!).**

Schon am 24.04.2012 hatte das Kuratorium des Solidarfonds eine Erhöhung der Brillenpauschale von 150,- Euro auf 200,- Euro beschlossen, um den gestiegenen Kosten bei der



Anschaffung von Seehilfen Rechnung zu tragen. Die erhöhte Leistung wird bei Anträgen ab dem Jahr 2013 ausgezahlt.

Werner Böck  
Vorsitzender des Verwaltungsrats  
des Solidarfonds

## AUCH DAS NOCH ...

### Der letzte Heuler

Von Marc Beise

Auf der Hallig Langeneß vor der Nordseeküste sind Schleswig-Holsteins erste Heuler der Saison gefunden worden. Die beiden 7,9 Kilogramm und 9,2 Kilogramm schweren Tiere sind Frühgeburten, wie die Seehundstation Friedrichskoog mitteilt. Sie wurden von ihren Müttern verlassen und sollen jetzt aufgepäppelt werden. Nach zehn bis zwölf Wochen sollen die Tiere das für die Auswilderung nötige Mindestgewicht von 25 Kilogramm erreicht haben. Die Heuler befinden sich in einem Quarantänebecken und werden „Odin“ und „Thor“ gerufen, obwohl sie wahrscheinlich auf diese Namen nicht hören. So also hat das Leben zweier Seehunde begonnen, und eines ist sicher, es wird über kurz oder lang tödlich enden, und dann sind Odin und Thor vergessen wie alle Seehunde. Nur der Mensch stemmt sich gegen das Vergessen. In Traueranzeigen, auf Friedhöfen, mit Stiftungen soll in die irdische Ewigkeit hinübergerettet werden, was nicht wirklich zu retten ist. Die Internetfirma Dead Social aus London bietet nun einen Service, wonach man noch als Toter twittern und posten soll können, aha. Nun ist der Brauch ja nicht neu, zu Lebzeiten, aber schon vom Tod gezeichnet, ein Video aufzunehmen, das zu einem späteren Zeitpunkt ausgestrahlt wird. Von genau einem solchen Video hat sich Firmenchef James Norris, sagt er, inspirieren lassen. Hier freilich geht es um mehr, es wird ja der Eindruck von über den Tod hinaus aufrechterhaltener Kommunikation erzeugt, Statusmeldungen aus dem Grab sozusagen. Das ist nicht einmal in der Netz-Gemeinde unumstritten. Als Norris seine Idee auf der „Next Web Conference“ in Amsterdam vorstellte, waren die Reaktionen geteilt. „Das ist wirklich krank“, war eine und nicht die einzige Reaktion. Befürworter lobten dagegen mal wieder die Demokratisierung des Netzes. Man muss eben keine Stiftung mehr gründen, sondern bleibt lebendig auch ohne viel Geld. Der nächste Schritt wird vermutlich sein, nicht nur Botschaften aus dem Jenseits zu simulieren, sondern auch ins Jenseits: Warum nicht ein iPhone mit Ewig-Akku oder einen Internetanschluss mit ins Grab geben, damit der Verbliebene Antworten entgegennehmen kann? Das wäre dann wirklich der allerletzte Heuler.

Aus: *Süddeutsche Zeitung*, 25.05.2012

**Herausgeber und Verleger:** Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfußertor 34, 35037 Marburg, [www.ekkw.de/pfarrerverein](http://www.ekkw.de/pfarrerverein).

**Redakteure:** Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

**Redaktionsanschrift:** Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: [maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de](mailto:maik.dietrich-gibhardt@ekkw.de).

**Redaktionskommission:** Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, [pfarrverein@ekkw.de](mailto:pfarrverein@ekkw.de); Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Walkmühlenweg 7, 34613 Schwalmstadt-Treysa; Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, [pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de](mailto:pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de).

**Druck:** Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.

ISSN – 0941 – 5475

**Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 11. 2012**

---

## Inhalt:

Editorial .....	102
Bestattungskultur im Wandel Herausforderungen und Perspektiven kirchlicher Kasualpraxis <i>Kristian Fechtner</i> .....	103
Zehn Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs in der EKKW Gesund schrumpfen statt gesundschrumpfen <i>Andreas Rohnke</i> .....	109
Interview – Gottes müde Hirten: Warum immer mehr Pfarrer Burnout-gefährdet sind .....	113
Leserforum .....	114
Buchhinweis .....	115
Für Sie gelesen .....	115
Solidarfonds .....	116
Auch das noch .....	117

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Postvertriebsstück D 1268 F

Gebühr bezahlt beim Postamt Frankfurt 1

Abs.: Pfarrerverein, Melsunger Straße 8 A, 60389 Frankfurt